

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasl vom Hollarbräu.

36)

Roman von R. von Seydlitz.

Reich! Unabhängig! In der Vollkraft des Lebens, bloß durch eine Heirat. — Und eigentlich — gar so schrecklich übel ist die Wivi nicht. Schließlich ist's immer eine feine gebildete Frau, die dem zukünftigen Großbrauer einmal Ehre machen wird. Und neben dem Geschäft, neben der harten, lebenslangen Arbeit, ein schönes Haus, eine gebildete Frau — das ist doch nicht zu verachten. Es wird auch Zeit, nebenbei gesagt. Denn endlich muß man doch einmal daran, an die schlimme Klippe der Ehe; denn so ist's doch ein Hundeleben: im besten Falle ein dummes Verhältnis, oder eine ehrgeizige Haushälterin . . .

Fein und gebildet; ja, das gäbe neuen Muth, neuen Boden unter die Füße. — Während so eine, wie zum Beispiel das Agathl —! Mit der hätte man sein Kreuz. Um die bloße Liebe beinahe das lebenslange Gefrett! Gott sei Dank, das hatte sie ihm erspart.

Und dabei dämmerte dem Kasl auf, daß er sich auch in diesem Punkte kreuzigen mußte, seiner einen Gottheit zu lieb, — der geträumten Vierherrschaft! „Auf das bißel Liebesglück muß halt pfeif'n, Kasl, so wird's sein. Das g'hört zum G'schäft. Sind's eh net wert, d' Menschen, daß mer sich dranhängt. Die Weiber net und die Männer net. Jedes muß den andern aus; dees muß halt grad so mach'n.“

Und er weichte sich in Gedanken noch einmal fest und unweigerlich der großen Sache, der er diente: seinem großen Ziel. Jetzt schimmerte ihm eine Brücke dazu: weshalb die umgehen?

Gedankenvoll sah er zu, wie in der Kellerhalle das müde Pferd um den Pfosten im Kreise ging und so die letzten noch benötigten Fässer herausbeförderte. Eine einsame Gasflamme flackerte zu der Scene, und ein paar Burschen standen abseits und beobachteten, was wohl der Bräumeister heut habe, der harte, strenge, unermüdlige; er schaute heut gar so „tramp-hapet“ drein.

Draußen dudelte die Tanzmusik und der Lärm des Festes schwirte durcheinander. Aber allgemach ward es leerer um die Bänke, und der Herbstabend begann kalt zu werden. Besorgte Mütter retteten ihre Töchter vom Tanzboden weg und ältere Herren eilten der Stadt zu.

Auch der Honoratiorentisch war leer geworden, in großer Gruppe wanderte man hinaus auf die Straße; niemand hatte einen Wagen, und so ging alles plaudernd, zu zwei und zwei, gemächlich zu Fuß; voran die Damen, Wivi darunter; hinten nach schritt Direktor Haslinger und Koffberger.

Kasl mußten die Ohren klingeln, denn man sprach wie zufällig von nichts, als von ihm; die Herren von seiner Tüchtigkeit und die Damen von seinem Wesen. Die ersteren fanden dabei mehr zu loben, als die letzteren. Besonders Frau Haslinger goß viel Beringschätzung über ihn aus. Aber da erlebte sie es, daß beide Eheleins ihn verteidigten.

Koffberger hörte das und freute sich. Zum Direktor gewendet, sagte er lachend:

„Ich möcht mir erleben, wann der Hegebart einmal in seinem ganzen Leben die erste große Dummheit macht — daß sein Glück mal auschnaufen kann. Denn das ist doch halt unerhört, so ein fortdauerndes Glück zu haben —“

„Meinen Sie, daß seine Verbindung mit dem Ludwigsbräu auch ein Glück für ihn war?“

„Doch! denn erstens hat er manches dabei gelernt für sein Leben, und grad in dem — Sausall hat sich's erwiesen, wie hoch er geschätzt wird —“

„Sonst hätten wir ihn nicht, allerdings. Aber jetzt, wie's weiter wird?“

„Das glaub ich beinahe zu ahnen!“

„Er wird uns verlassen, wenn er irgendwo Aussicht auf eigne, freie Arbeit hat!“

„Doch nicht! Ich meinte etwas andres, Herr Direktor!“

Und Koffberger hemmte den Schritt, um den Damen Vorsprung zu lassen. „Man darf ihn nicht auf solche Gedanken kommen lassen. Man muß ihn fesseln an den Hollarbräu.“

„Aber wie?“

Koffberger winkte und nickte nach den Damen hin und sagte endlich: „Wenn er vielleicht durch eine Heirat —?“

Der Direktor begriff: „Fräulein Ebelein?“

„Das meinte ich, Herr Direktor.“

Direktor Haslinger machte ein nachdenkliches, aber nicht böses Gesicht. „Die Idee ist gut, Koffberger. Sehr gut. Besonders für ihn. Er wird reich —“

„Und für den Hollarbräu! Der behält seinen Hegebart!“

„Aber für das Mädchen! Da wird's spuken.“

„Wer weiß!“

„Meinen Sie? — Und dann —: Bräumeister —!“

„Braucht er ja nicht zu bleiben. Technischer Direktor . . . natürlich unter, nicht neben Ihnen, Herr Haslinger.“ beeilte sich Koffberger zuzusetzen.

„Von mir aus neben, hinter, unter oder ober mir. Platz war' am End.“

Und sie sprachen von andren Dingen weiter. Der, von dessen Schicksal sie sich einen Plan machten, dachte in dem Augenblick beinahe dasselbe. Er trieb sich dabei im Garten herum, sah überall zum Nechten und stand zuweilen bei der Tanzmusik; dort wollte das frohe Leben nicht stiller werden. Kalt war's, aber desto flotter tanzte man. Mond, Gasflammen und bunte Lampions erhellten das dichte Gewimmel um die Bretter. Ein warmer Dunst von den vielen heißgewordenen Menschen umschwebte den Ort; die Fröhlichkeit war nachgerade eine tolle, hastige geworden, da ja das Ende des Festes jeden Augenblick drohen konnte. Nur noch einen Tanz! war der einzige Wunsch, die stets wiederholte Bitte an das Komitee, das seinerseits wieder von den Müttern der Tanzenden dringende Bitten um Beendigung zu hören bekam.

Kasl erfreute sich an all dem frischen, lustigen Getriebe, und sprach hier und da mit Bekannten; um ihn stand eine wechselnde Gruppe. Neue traten herzu, andre drängten sich zum Podium vor. Hegebart war angesehen, war populär. Man stellte ihm Bekannte vor und deren Frauen und Familien, und alle, die zufällig mit herankamen.

„Hier, Herr Bräumeister, meine Frau. Der hat's amal g'schmeckt, Ihr Bier.“

„Aber Otto!“ rief die betreffende Dame verschämt.

„Und meine Tochter! Und ihr Bräutigam, Forstassistent Huber! Und hier unsre Fremdin, Frau Haas aus Würzburg! — Herr Hegebart, der berühmteste Bräumeister von ganz München.“

Kasl hatte gegen jeden sein Stückel Verbeugung gemacht — jetzt fuhr er zurück . . . einen Moment glaubte er falsch gehört zu haben.

In dem undeutlichen vielfachen Licht vor ihm erblickte er ein dunkles Kleid, einen dunklen Hut und darunter ein bleiches Gesicht, das aber abwärts geneigt war beim Widergruß, daß er's kaum recht sah. Die Gruppe verschob sich, Kasl machte Platz, andre drängten nach, — und die Erscheinung war vorüber.

— Das war also das Agathl gewesen! —

Er fühlte eine dumpfe Verwirrung, eine Unruhe, eine Art peinlich-wohligen Erinnerns . . . Aber nicht lange, und nicht gar so arg. Ja, oft befremdete es ihn später, wenn er dieses Augenblicks sich entsann, daß er dabei so ruhig bleiben mochte.

Zwei Minuten darauf hatte er seinen Schreck sogar radikal vergessen. Denn da wandelte er Arm in Arm mit einem Bekannten durch die öde gewordenen Gänge zwischen den Tischen; und hörte aufmerksam zu, was jener sagte.

Es war aber auch danach; der Bekannte, bisher Teilnehmer einer Bräuererei, beabsichtigte, sich selbständig zu machen; von seinem jetzigen Partner im Geschäft konnte er leicht loskommen, er mußte einen Nachfolger. Aber wo gleich eine Bräuererei laufen, die das Kaufen wert war? So eine mit ordentlichem Renommee, guter alter Kundenschaft und solider Einrichtung! Kurz, so ein Ideal für einen Käufer!

Da meinte Hegebart zuerst auch, ja — das sei nicht so leicht. — Er schwatze das so gedankenlos hin, halb noch mit der Erscheinung Agathes beschäftigt. „Warum hatte sie nur so bleich dreingeschaut, so — ganz wie — als ob sie — unglücklich . . .!“

„Also, Hegebart, jetzt wissen Sie alles. Mehr, wie gesagt, kann ich nicht dran wenden. Sie verstehen mich, nicht?“

„Ja, ja. Natürlich,“ machte Kasfl zerstreut.

„Also, wie gesagt — reinen Mund! Und wenn Ihnen was zu Ohren kommt —“

„Ja, gewiß.“ Im Innern beschäftigte ihn dabei der Gedanke: „Ob der Haas am End gestorben ist? Schwarz war sie angezogen.“

Während dem redete der andre aber eindringlich weiter. Und plötzlich fuhr's Kasfl ins Hirn: Ja, das ist ja wie verheert; grad vorher hatte ja Kofberger einen Mann dagehabt, der verkaufen wollte!

Da war denn mit einem Male Agathe verschwunden und Kasfl hörte mit allen Ohren zu. Nochmals ließ er sich alles erklären und fragte zuletzt schlau:

„Müßt's denn grad in München sein?“

„Warum net gar! Wo Sie wollen; nur in Bayern. Denn ich versteh nichts von der ausländischen Brauerei.“

„In Bayern haben wir auch verschiedene Arten. Die Augsbürger zum Beispiel —“

„Mir alles ein! So kleine Unterschiede, die Iern ich schon.“

„Wollen halt sehen. Möglich wär's, daß ich sehr schnell etwas wüßte.“

Und dann trieb ihn die Ungeduld. Er machte so schnell als möglich Feierabend und eilte spornstreichs in die Stadt. Denn er wußte, daß Kofberger mit seinem Freunde den Abend im Ratskeller beschließen wollte. Dort traf er auch beide und griff die Sache an, als sei er seiner Lebtage Agent gewesen. Und wie es der Zufall wollte, das Geschäft kam so rasch zu stande, wie es ein junger, eben anfangender Agent sich vielleicht manchmal im einsamen Comptoir träumt, wie's aber höchst selten wirklich möglich ist. Kasfl erhielt die Hälfte der Provision zugesichert und trank seinen Wein in dem betäubenden Gefühle, ein großes Los unberhofft gezogen zu haben.

Wie dann noch eine „letzte“ Flasche kam und leer wurde, sah Hegebart still und stiller da. Denn er hatte sich jetzt eine neue Erkenntnis errungen: das Geschäft, — das war doch eben alles in der Welt. Arbeiten natürlich, ja, zunächst. Aber dann das Kaufmännische, das Geschäftliche, das Weltgewandte! Und wie man da schnell ein Vermögen verdienen, und auf wie viele Arten. Plötzlich begriff er auch, daß er seine Stellung zu derlei Geschäften in der mannigfachsten Weise benützen könne: Kauf und Verkauf; Handel mit einem Wort. Was konnte er da nicht alles dabei thun: Maschinen, Gerste, Hopfen; Stellenbesetzungen; Besitzwechsel, Teilhaberschaft, Hypothekengeschäfte, — ja, was noch alles!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Barbier.

Von G. Macash.

Es begann schon dunkel zu werden, als der alte Herr den kleinen Laden in der Vorstadtstraße betrat.

Eine hohe, dürre Gestalt, die fast bis zu der niedrigen Decke reichte, trat ihm entgegen und verbeugte sich tief vor ihm. Das hatte in dem Dämmerlicht ein seltsames Aussehen, wie wenn sich ein langes, ungeheures Geipern niederbeugt. Der alte Herr blieb eine Weile unter der Thür stehen und blickte verwundert auf die dürre Gestalt.

„Wünschen der Herr rasirt zu werden?“ fragte der Mensch nun, der ein Tuch in der Hand schwenkte und auf einen Stuhl deutete. Dann ging er in eine Ecke und zündete eine kleine Lampe an, die an der Wand hing. Das gab ein trübes, häßliches Licht, in dem der enge Raum noch trauriger und ungemüthlicher aussah.

Der alte Herr hängte Rod und Hut an einen Haken und setzte sich auf den Stuhl in der Nähe der Thüre. Er wunderte sich darüber, daß man hier noch Petroleum brenne, und ärgerte sich im stillen, daß er in einen so alten, häßlichen Barbierladen geraten war. Während der lange Mensch hinter einem Vorhang im Hintergrund seine Vorbereitungen traf, blickte der alte Herr um sich. Das erste, was er sah, war ein abscheulicher Kupferstich in dünnem Goldrahmen. Das Bild stellte eine Hinrichtung dar; in dem Augenblick, wo der Henker sein Beil erhob, während zwei Knechte den Verurtheilten auf den Richtblock niederdrückten. Dieses Bild mißfiel dem alten Herrn sehr. Es machte ihn nervös, denn er haßte alles, was mit dem Tode zusammenhing und wollte nicht gerne daran erinnert werden. Und erst eine Hinrichtung! Das fand er ekelhaft und geradezu verbrecherisch, derartige Dinge noch im Wilde darzustellen, als ob das Leben nicht ohnehin genug Widerwärtigkeiten mit sich brächte! Entrüstet wendete er seine Blicke von dem unangenehmen Wilde ab und schaute auf die Wand

rechts. Aber da sah er noch etwas Schlimmeres. Eine Kollertseene mit allen ihren Schreden starrte ihm entgegen. Man konnte förmlich das Geschrei des Unglücklichen hören, dessen Leib sich bei dem langsamen Ziehen der Stride zu reden und zu dehnen begann. Das war so gräßlich, daß der alte Herr einen Augenblick die Augen schließen mußte, damit das fürchterliche Bild aus seinem Innern verschwinde. Es bemächtigte sich seiner eine gelinde Wut über die Unverschämtheit, solche Geschmackslosigkeiten an einem öffentlichen Ort aufzuhängen und die Nerven der Kunden damit zu irritieren. In seiner Empörung wollte er aufstehen und fortgehen.

Da tauchte der lange Mensch wie ein Schatten geräuschlos hinter ihm auf und schlang ihm von rückwärts ein weißes Tuch um den Hals. Im Spiegel sah der alte Herr nun sein Gesicht, das lang und schmal war und einen traurigen Ausdruck hatte. Ein paar dünne, spärliche Haarsträhne hingen über die Stirne nieder, und die Augen lagen tief in in den Höhlen. Das ist ein widerlicher Geselle! dachte der alte Herr.

Inzwischen sagte der lange Mensch mit tonloser Stimme:

„Der gnädige Herr werden schon verzeihen, daß ich ihn gerade dieses Tuch gebe. Aber ich habe kein andres bei der Hand.“

Dann rührte er die Seife in der Schüssel auf und fuhr fort:

„Das ist das Tuch, das der selige Herr Mat Engelsberger hatte — vielleicht haben ihn der gnädige Herr noch gekannt — den alten Herrn mit dem dichten weißen Schnurrbart! — Ja — eine Stunde vor seinem Tode hat er das Tuch noch um den Hals gehabt. Dann ging er noch Hauje und fiel um und war tot. Gerade, nachdem ich ihn noch so schön rasiert hatte!“

Der Lange begann das Gesicht des alten Herrn einzuseifen und erzählte weiter:

„Ich hab's ihm aber auch angesehen damals. Ich sagte bei mir: „Ei, ei, mit dem Herrn Mat geht's zu Ende. Der Herr Mat hat den Tod schon in den Augen. — So was sehe ich immer gleich, gnädiger Herr. Ich hab' einen eignen Blick dafür und ich könnte allen Leuten sagen, wie lang sie noch zu leben haben. Die meisten ahnen nichts von dem, was ihnen bevorsteht. Sie glauben, das müßte ewig so fortgehen, obwohl sie doch merken könnten, wie alles um sie herum wegstürzt, und denken, daß sie allein wohl keine Ausnahme bilden werden.“

Der alte Herr rückte unruhig auf seinem Sessel umher. Dieses Gespräch vom Sterben regte ihn fürchtbar auf, und es gab nichts Gräßlicheres für ihn, als an den Tod zu denken. Es tief ihm kalt über den Rücken und die Worte des Barbiers schienen ihm eine unheimliche Bedentfamkeit zu haben.

Run beugte sich der lange Mensch über ihn und betrachtete sein Gesicht mit kritischen Blicken, während er den Schaum gleichmäßig über Wangen und Kinn verteilte. Dazu sagte er:

„Und bitte, nur recht ruhig, gnädiger Herr! Sehen Sie, das ist schon viele Jahre her, da kam immer ein dicker Seltzermeister zu mir. Damals hatte ich noch einen Gesellen, den Franz. Und der Franz der hatte so eine unruhige Hand. Der Seltzermeister aber war einer von denen, die nicht ruhig auf ihrem Sessel sitzen konnten. Wenn nun der Franz gerade an den geriet, sagte ich immer bei mir: das wird einmal ein Unglück geben. Richtig! Einmal schnitt der Franz dem Seltzermeister beinahe die Gurgel durch. Den Blutstrom hätten Sie sehen sollen, gnädiger Herr! Die reine Fontaine. Bis die vom Spital kamen, war beinahe alles schon herausen und der Puls ging kaum mehr wie ein Damentübchen. Jetzt, so schlimm war's nicht. Die Herren Doktoren haben ihm, glaub' ich, frisches Blut eingepumpt und er lebte noch fast ein halbes Jahr. Der Franz aber kam in Untersuchung. Er kriegte ein paar Wochen weg, und dann sagte ich zu ihm: „Franz, sagte ich, Sie haben eine zu unruhige Hand! Sie könnten mich um alle meine Kunden bringen. Mit einer solchen Hand soll man nicht Friseur werden. Probieren Sie's lieber als Knecht. Mit Geschirr ist's doch ein leichteres Umgehen, als mit einem lebendigen Schlüssel.“

Dem alten Herrn stand der kalte Schweiß auf der Stirne. Aber so oft er Wiene machte, diesen Menschen zu unterbrechen, drückte ihm der die lange, ungeheure Hand in die Schulter hinein, so daß er sich wie in einem Schraubstock fühlte. Es benahm ihm den Atem und machte ihn hilflos. Er merkte es gar nicht in seiner Vertäubung, daß ihn der Barbier losgelassen hatte und nun ein Kofsternmesser ergriff, mit dem er langsam über einen Lederriemen strich. Wie im Traume hörte der alte Herr, wie der Mensch von neuem anfang:

„Das ist ein ganz eignes Ding! Nur ein Haarbrett damit ins Fleisch hinein, dann geht es förmlich von selber immer tiefer. Es ist genau so, wie wenn man ins Wasser schneiden würde. — Aber bei mir sind der gnädige Herr ganz sicher. Wenn Sie sich nicht selbst bewegen und mir so zu sagen ins Messer hineinfahren, kann Ihnen gar nichts geschehen. Ich habe nämlich eine ruhige Hand. So ruhig, daß ich oft mit zugemachten Augen rasire. Das thn' ich manchmal zu meinem Spaß, wenn's mir gerade einfallt. Da schließe ich die Augen und ziehe dann im Bogen herunter. Die meisten ahnen das nicht und sitzen da, als ob gar keine Gefahr wäre. Es ist auch keine Gefahr, aber wenn einer gerade nervös ist, so wäre ihm doch ein bißchen bange. Nur nicht rühren, gnädiger Herr! Der gnädige Herr haben gerade so ein Gesicht — das ist ein Ideal von einem Gesicht für einen, der was von unsrer Kunst versteht. Sehen Sie, gnädiger Herr, diese Wiegung hier beim Rasiren, die zum Hals herunterführt, — wenn die so rund ist, da ist's ein Sinderspiel, drüber zu kommen. Aber wenn das ein Eck macht, wie beim

gnädigen Herrn, und man kommt doch mit einem einzigen Strich drüber — so — dazu gehört eine Hand!

Der alte Herr war mehr tot als lebendig. Er fühlte, wie der Barbier seinen Kopf immer tiefer nach rückwärts preßte und mit dem Messer einen langen Strich von der Wange bis zum Kinn hinab führte. Die Worte des Menschen aber hatten entsetzliche Vorstellungen in ihm wachgerufen.

„Der ist wahnsinnig!“ dachte er. „Das ist ein Irreer, ein Mensch, der vielleicht gar nicht Barbier ist und mich umbringen will. In was für eine Höhle bin ich da geraten. Vielleicht ist der Laden da nur ein Vorwand, um Opfer anzuloden. Es giebt solche Mordhöhlen in der Stadt. Jetzt schneidet er mir die Gurgel ab, dann raubt er mich aus und wirft meinen Leichnam in irgend einen Keller, wo schon andre Opfer liegen.“

Aber trotzdem spannte der alte Herr alle seine Muskeln an, um nicht die geringste Bewegung zu machen. Jedesmal wenn er das Messer ein Stückchen tiefer fühlte, zog es ihm das Herz zusammen und er glaubte, daß dieser Augenblick sein letzter sein würde. Dazu fühlte er noch, wie die kalten Schweißperlen auf seiner Stirne anfüngen, sich zu bewegen und über die geschlossenen Lider herabzurollen. Er wollte die Augenbrauen in die Höhe ziehen, um das häßliche Gefühl zu vertreiben, aber er wagte es nicht. Ein brennendes Krübbeln zog über alle seine Glieder und kam bis in die Fingergipfen. Es war ihm, als müßte er schreien und aufspringen und mit beiden Fäusten auf diesen Menschen loszuschlagen, aber er war gelähmt und ohnmächtig zu irgend einem Entschluß.

Plötzlich hörte das Schaben des Messers auf. Der alte Herr hörte den Barbier herumgehen und Wasser in eine Schüssel schütten und eine Kastenöhre öffnen und schließen. Jetzt trat er wieder näher, und der alte Herr fühlte das kühle Raß des Wassers über sein Gesicht rinnen. Mechanisch hatte er das Handtuch ergriffen, das ihm jener gereicht hatte und trocknete sich ab.

Dann öffnete er die Augen. Der Barbier stand in demüthiger Haltung vor ihm und nahm ihm das Tuch ab und sagte mit seiner tonlos-traurigen Stimme:

„Ich danke sehr, ich danke schön.“

Der alte Herr fühlte sich wie aus einem wüsten Traum befreit. Er stand auf, zog seine Börse und legte ein Geldstück auf den Tisch. Aber er konnte noch immer nicht glauben, daß er gerettet sei.

Dann sagte der Barbier:  
„Und der gnädige Herr werden mir schon verzeihen . . .“  
Er stotterte.

Der alte Herr blühte ihn jetzt an, und mit einem Mal lehrte sein Mut und seine Haltung wieder zurück, als er den Menschen so demüthig vor sich stehen sah.

„Was meinen Sie?“ — fragte er. „Was soll ich Ihnen verzeihen?“

Bögernd erwiderte der lange Mensch:  
„Na, den kleinen Scherz!“  
„Wie . . . das . . . soll ein Scherz gewesen sein?“ — stammelte der alte Herr, der noch immer nicht recht begriff, was das alles bedeuten sollte. Und der Barbier fuhr fort:

„Ja, das ist einmal so! Ich hab' nämlich eine fürchtbar unruhige Hand und da stehe ich jedesmal Todesangst an, wenn ich wen rasieren soll. Seien Sie nicht böse, gnädiger Herr! Das ist mein Unglück. Ich weiß, Sie kommen auch kein zweites Mal zu mir. Kein Mensch kommt ein zweites Mal. Ich kann aber nicht helfen.“

Nun begriff der alte Herr. Aber es kam eine maßlose Wut über ihn.

„Das ist doch das Höchste!“ schrie er und sein Gesicht röthete sich vor Zorn. „Sie . . . Sie . . . Vnuthund Sie! Wissen Sie denn, daß ich von dem Schreden den Tod haben kann?“

Der Lange knickte immer mehr zusammen.

„Das weiß ich schon!“ sagte er leise. „Sie sind nicht der erste, der mir das sagt. Aber es giebt kein andres Mittel für mich, Sie zu rasieren, ohne Ihnen in die Gurgel zu fahren. Ich muß solche Geschichten erzählen und mir selber Mut zureden und sorgen, daß Sie ruhig sitzen bleiben.“

„So! Das müssen Sie!“ schrie der alte Herr, während er sich von dem demüthigen Barbier in den Rock hinein helfen ließ. „Ich will Ihnen was sagen! Ich werde Sie anzeigen! Das werde ich. Und dann werden wir sehen, ob Sie die Leute mit Ihrem Wüthsinne an den Rand des Grabs bringen müssen . . . Sie . . . Sie Mensch mit der sicheren Hand!“

Leise erwiderte der Barbier:  
„Reinetwegen! Zeigen Sie mich an! Es ist mir ganz gleich. Vielleicht ist's sogar besser. Dann werde ich eingesperrt und brauche niemand mehr zu rasieren.“

Der alte Herr war nun so weit, daß er völlig über der Situation stand. Drohend ging er nun auf den Barbier zu und fragte:  
„Mensch, wenn Sie schon nicht rasieren können mit Ihrer Hand, warum thun Sie's denn dann überhaupt?“

Der Barbier wich gegen die Wand zurück. Er sah aus, als ob er Angst habe, der alte Herr könne sich auf ihn stürzen.

„Neden Sie doch!“ herrschte ihn der an.

„Gnädiger Herr . . . Das ist ja auch mein Unglück!“ stammelte der Barbier. „Ich kann nicht lassen davon! Hundertmal hab' ich meinen Laden schon zugesperrt. Aber wenn ich dann ein paar Tage so dasitzte und keinen Kopf unter meine Hände bekomme, das ist schlimmer als Sterben . . .“

Der alte Herr nahm seinen Hut vom Haken. Eine Weile stand er noch und blickte den Menschen an, der wie ein furchtames Kind vor ihm dastand, dann drehte er sich um und sagte:

„Mit Ihnen ist ja nicht zu reden. Sie sind ja ein Narr!“  
Dann ging er hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Und auf der Straße sagte er noch einmal, während er nicht wußte, ob er sich ärgern oder ob er Lachen sollte:  
„Das ist der größte Narr!“

### Kleines Reuilletou.

—r. Winter in den Nizdorfer Alpen. Die Nizdorfer Alpen liegen im Sterben. An ihren Grundvesten rüttelt der Grabsheit des Sandfuhrmanns. Schon hat man weißhin Breische gelegt in ihre Kette. Moderne Strahenzüge schieben sich zwischen die Hügel; nicht lange mehr und der letzte ihrer „stolzen Gipfel“ wird aus dem Stadtbilde Jung-Nizdorfs verschwunden sein.

Ein merkwürdiges Gebiet: diese Nizdorfer Alpen. Ein Landschaftsbild von seltsam romantischer Fremdartigkeit.

Hoch oben auf der äußersten Spitze. Was noch von den Kollbergen übrig ist, liegt vor uns. Kahle Sandhügel, die Wände beinahe lotrecht steil. Der Lehmboden hart wie Stein. Der Regen hat tiefe Rinnen in das Erdreich gegraben. Man sieht genau, welchen Weg diese Wasser gingen. Wenn der Himmel seine Schleißen öffnet, stürzen an allen Ecken und Enden Wasserfälle und Gießbäche in miniaturen herab.

Augenblicklich liegt Schnee. Und was für Schnee! Der Schmutz der Großstadt hat ihm nichts anhaben können hier drangen. Blendend weiß liegt er auf den Hügel, flimmernd und blügend im grellen Licht der Wintersonne. Hier und da hat der Wind ihn verweht, besonders oben auf den freieren Stellen. Rast und laß sieht der gelbe Lehm durch die weiße Hülle. Ein armseliger Boden, an einzelnen Stellen ist ihm Gras entsprossen, ein struppiger Dornbusch klammert sich an den Hang; das aber ist auch alles, was er hervorbringt. Auf einer Höhe nach der Stadt hin steht ein Baum, der einzige im Umkreis; ein kümmerliches Gewächs, windzerzaust. Seine kahlen Aeste strecken sich gegen den blaßblauen Himmel. Ihre biden Knospen verraten den nahen Frühling. Werden Sie ihn erleben? Tief im Grunde poltern die Schollen, man hört das gleichmäßig eintönige Geräusch des knirschenden Spatens.

Es ist ein gefährliches Gehen hier oben. Die Nizdorfer Alpen haben ihre Lücken, wie sie nur immer die echten Alpen haben können. Nur an wenigen Stellen kann man ihre Gipfel erreichen, und auch da muß man mühselig klettern, immer genau achtend, daß der Fuß da eintritt, wo der Regen ein Loch in dem Lehm gewaschen. Dabei rutscht der Boden ab; wer sich zu dicht an den Rand der Hügel wagt, riskiert, daß er im nächsten Moment mit Sand und Steinen in die Tiefe geht.

Und still ist es rundum. Die Stadt ist nahe, man kann den Häusern fast in die Fenster sehen, aber dennoch dringt der Lärm der Straßen nur gedämpft herauf. In der Ferne liegen Kirchhöfe. Ihre schwarzen Lebensbäume schauen ernst und düster drein. Ein Bild des Todes das Ganze.

So sind die Nizdorfer Alpen am Vormittag. Anders, bricht der Nachmittag herein. Am Nachmittag kommen die Kinder aus allen Gassen und Gäßchen der Nachbarschaft, mit Schlittschuhen und Schlitten kommen sie.

Proletariatskinder sind es, mit dünnen Röckchen und schmalen Waden, mit alten, ach so alten, müden Gesichtern, aber Lachen und Leben bringen sie mit. Der Winterwind färbt ihnen die Waden rot und macht die träben Augen glänzend. Und nun fliegen die Schneebälle, und die Hänge hinab auf steiler Bahn gleiten die Schlitten. Heiß, wie sie fliegen! Wunderbare Rutschbahnen giebt es hier, und Höhlen, so tief in den Hang hineingegraben, daß man wie in einem Zimmer darin umherpazieren kann, und die Schlitterbahnen werden meterlang.

Und so ist denn ein Gekreisch und Gejubil umher, daß man kaum sein eigen Wort verstehen kann, und das geht bis in den Abend fort, bis der Mond heraufsteigt hinter dem Rathhausturm. —

— Folgende, in ihren Ergebnissen eigenartige Rechnung bringt „Popular Astronomy“:

- 1×9+2 = 11
- 12×9+3 = 111
- 123×9+4 = 1111
- 1234×9+5 = 11111
- 12345×9+6 = 111111
- 123456×9+7 = 1111111
- 1234567×9+8 = 11111111
- 12345678×9+9 = 111111111
- 1×8+1 = 9
- 12×8+2 = 98
- 123×8+3 = 987
- 1234×8+4 = 9876
- 12345×8+5 = 98765
- 123456×8+6 = 987654
- 1234567×8+7 = 9876543
- 12345678×8+8 = 98765432
- 123456789×8+9 = 987654321

**Litterarisches.**

k. Das englische Romanschriftsteller und Dramatiker verdienen. Die Gewohnheit des englischen Lesepublikums, beliebte Romane auch zu kaufen, macht den Beruf des Romanschreibers in manchen Fällen zu einem sehr einträglichen. Wie hoch die Auflagen von Werken moderner Romanschriftsteller bisweilen kommen, geht aus der Thatsache hervor, daß von neun kürzlich in England und Amerika von Macmillan u. Co. verlegten Erzählungsschriften nicht weniger als 1,027,000 Exemplare verkauft worden sind. „Richard Carvel“ ist in 365,000, „The Choir Invisible“ in 213,000, „The Increasing Purpose“ in 110,000, „In the Palace of the King“ in 80,000, „Via Crucis“ in 75,000, „The Forest Lovers“ in 70,000, „The Bride of Jennico“ in 47,000, „Young April“ in 44,000 und „Richard Sea-and-Land“ in 23,000 Exemplaren verkauft worden. Der gewöhnliche Preis für einen Roman beträgt 4.50 M. Die zwischen Autor und Verleger vereinbarten Bedingungen variieren natürlich sehr; über 200,000 Mark wird sich allerdings das Honorar nur in den allerbesten Fällen erheben. Noch glücklicher ist dagegen auch in England der Bühnenschriftsteller gestellt. Er erhält einen Prozentsatz der Brutto-Einnahmen in allen Theatern, in denen seine Stücke gespielt werden. Pinero oder Henry Arthur Jones pflegen 10 Proz. zu erhalten. Ihre großen Erfolge „The Gay Lord Quex“ oder „Mrs. Dane's Defence“ werden in einem Londoner Theater wenigstens ein Jahr lang mit einer durchschnittlichen Einnahme von 30,000 M. wöchentlich gespielt werden, was dem Dichter 150,000 M. einbringt. Dazu kommt aber noch ebenso viel für Amerika und ein Prozentsatz für Vorstellungen in der Provinz und Neucolonien; dem englischen Dramatiker kann man für ein Lustspiel jedenfalls 400,000 M. zuschreiben. Der Vorteil des Bühnendichters ist indessen noch auffallender, wenn man Mißerfolge oder halbe Erfolge in Betracht zieht. Von den meisten Romanen werden weniger als 2,000 Exemplare verkauft, was dem Autor durchschnittlich 1,000 bis 1,500 M. einbringt. Ein sehr mäßiges Stück wird gewöhnlich sechs Wochen gespielt; bei einem kleinen Geschäft und bei 5 Prozent von der Brutto-Einnahme wird der Autor immerhin 5,000 M. erhalten. Es giebt aber auch mehrere fruchtbare Melodramendichter, deren Stücke man in London niemals sieht, und deren jährliche Einkünfte aus Vorstellungen in der Provinz 200,000 M. übersteigen. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Die Wachsbäume. Zu unsren besten Stubenpflanzen zählen mit Recht die Wachsbäume und von ihnen ist besonders beliebt Hoya cornosa, aus Ostindien stammend, nach Thomas's Höhe, Pflanzenzüchter in England, benannt. Die Stengel und Aeste der Hoya sind rauh, mit Klammernwurzeln versehen, mittels deren sie sich 6 Meter und darüber erheben können. Die gegenständigen Blätter sind eiförmig, zugespitzt, sehr dick, fleischig und glatt, auf der oberen Seite glänzend und ohne Adern. Die blaß karminroten Blumen glänzen wie Porzellan; sie duften sehr angenehm, sitzen in zahlreichem, einfachen, hängenden Dolben und aus ihrem amarantroten Nektarienkränze tropft ein klarer, honigsüßer Saft. Die Blütezeit ist das Frühjahr und der Herbst.

Eine Art mit windendem Stengel, die aber weniger hoch klettert und sich deshalb ganz besonders zur Stubenkultur eignet, ist Hoya pallida Lindl., aus China. Die Blumen dieser Art sind kleiner als die der H. cornosa und erscheinen im Sommer. Beiden Arten giebt man, säubert Obergräbner M. Elwa in der Wochenchrift „Kerhus“, eine leichte, sandgemischte Lauberde und überwintert sie im Zimmer bei 12 bis 14 Grad Reaumur, doch darf man nur mäßig gießen, was besonders im Winter zu beachten ist. Im Sommer lieben beide Arten Schatten und reichlich Luft. Ihre Vermehrung geschieht aus Stecklingen, die man dicht unter einem Knoten abschneidet, in recht sandige Erde bringt und mit einer Glasglocke bedeckt, wo sie sich leicht bewurzeln. Man entfernt dann die Glocke und setzt die Pflanzen einzeln in Töpfe. Sie lieben Wärme und Sonne und müssen im Sommer, während der Vegetationsperiode alle zwei bis drei Tage gespritzt werden.

Die Sorte Hoya bella Hook., aus Java, ist von gedrungener, dickem Busch mit hängenden Zweigen, hat ovale, ganzrandige Blätter, die Blumen sind silberweiß und entwickeln sich im Juli. Man kultiviert diese Art in einer Mischung aus Lehm-, Moor-, Lauberde und Sand zu gleichen Teilen. —

**Technisches.**

en. Ueber den Stand der Arbeiten an der Jungfrauabahn waren in letzter Zeit ungünstige Nachrichten verbreitet, die durch einen Bericht des Fachblatts „Engineering“ widerlegt werden. Allerdings hatte der Bau während der Sommermonate ruhen müssen, aber dies geschah nur mit Rücksicht auf den Touristenverkehr, und auch diese Unterbrechungen werden in der Folge vermieden werden können. Die Arbeiten sind im Oktober wieder aufgenommen worden, nachdem die Zwischenzeit zur Aufstapelung von Vorräten und Sprengstoffen in der Nähe des Eiger-Gletschers benutzt worden war, wovon 80 bis 90 Arbeiter während dieses ganzen Winters versorgt werden sollen. Es wird erinnert sein, daß die Rothstock-Station in einer Höhe von 2522 Metern über dem Meere und mit einer Bahnlänge von 2,8 Kilometern gelegentlich des Besuchs der Ver-

sammlung von Elektrotechnikern Ende August 1890 eröffnet wurde. Im folgenden November begann man mit dem weiteren Tunnelbau, der bis Mitte Mai 1900 um 473 Meter, also mit einer täglichen Arbeitsleistung von etwa 10 Fuß vorgeschritten war. Dieser Teil der Arbeiten war recht umständlich, da für die Befestigung des Schutts keine besondere Seitengalerie hergestellt werden konnte, so daß alle Gesteinsstümpfe vielmehr durch den Tunnel bis nach der Seitengalerie am Rothstock zurückgeschafft werden mußten. Erst nach Fertigstellung einer weiteren Tunnelstrecke von 270 Metern konnte daran gedacht werden, wiederum eine Seitengalerie anzulegen, und dorthin den Schutt zu befördern. Weil nun der Bau bis zum Eintritt der Saison nicht so weit hatte gefördert werden können, mußten die Arbeiten bis zum Herbst eingestellt werden, da ein Touristenverkehr unmöglich gewesen wäre, wenn beständig die Karren mit dem Schutt hin und her gegangen wären. Man konnte sich um so leichter dazu entschließen, als einer Fortsetzung der Arbeiten während des ganzen Winters trotz der strengen Kälte nichts im Wege zu stehen schien. Jetzt ist in dem Tunnel eine mit Elektrizität betriebene Seilbahn hergestellt worden, um die Fortschaffung der gesprengten Felsen bei der außerordentlichen Steigung von 25 Proz. zu erleichtern. Es bestand die Hoffnung, den Tunnel bis zur Länge von 3000 Metern, wo wieder eine Seitengalerie gestochen werden sollte, bis Ende Januar zu erreichen; jedoch ist es bisher nicht bekannt geworden, ob der Fortschritt in der That ein solcher gewesen ist. Von dort aus wird der Tunnel bis zur nächsten Station Eigerwalde geführt, die 4,4 Kilometer von dem Anfang der Bahn, auf dem Schienenweg gemessen, entfernt liegt. Da für den Bau dieser Strecke die Schuttbeseitigung wieder erleichtert ist, werden die Arbeiten im nächsten Sommer wahrscheinlich nicht unterbrochen werden. Die „Eisenerstation“ wird in 9,8 Kilometer Schienenlänge zu erreichen sein und mit einer Meereshöhe von 3161 Metern die höchste Eisenbahnstation in Europa bilden. —

**Humoristisches.**

— Merkwürdig. Serenissimus ließ sich von einer medizinischen Größe das Verfahren mit den Röntgenstrahlen erklären. Als der Professor glauben konnte, daß der erhabene Fürst die Sache einigermaßen beurtheilt habe, schloß er seinen Vortrag. Serenissimus wandte sich lachend an seinen Adjutanten. „Merkwürdig.“ sagte er, „merkwürdig, was hinter unsrem Rücken alles erfunden wird.“ —

— Nach der Pallasaison. Mutter: „Unser Tochter hat sich die Schwindsucht an den Hals getaunt — aber, Gott sei Dank, sie ist verlobt!“ — (Simpl.)

— „Das hat kein Goethe geschrieben.“ ... Zu einem heftigen Platte stand unlängst: „Für die, nach der, durch das, von dem Kloster Loccum erbaute Hospiz in weiteren Kreisen bekannt gewordene Insel Langeoog kommenden Badereisenden hat sich für die kommende Saison eine wesentliche Verbesserung hinsichtlich der Seezeit vollzogen.“ —

**Notizen.**

— Max Dreher's Schauspiel „Der Sieger“ wird am 26. Februar in Deutschen Theater zur ersten Aufführung gelangen. —

— Carlos Gottfried Reulings Schauspiel „Der Retter“ geht am 26. Februar im Schiller-Theater zum erstenmal in Scene. —

— „Leontineus Ehemänner“, ein Schwanz von Alfred Capus, erlegt am 27. Februar im Residenz-Theater seine Erstaufführung. Der Eumalter „Terentete“ von Verti wird dem französischen Stücke vorangehen. —

— „Jean Meslier“, das neue Drama Arthur Fitger's, fand bei der Erstaufführung im Stadttheater zu Bremen großen Beifall. —

— „Schind und Jan“ von Gerhart Hauptmann wird noch im März im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangen. —

— Tschekow's neues Drama „Die drei Schwestern“ erzielte bei der Erstaufführung im Moskauer Kunst-Theater einen großen Erfolg. —

— Der Verein von Freunden der Treptow-Sternwarte“ besucht heute, Mittwoch, die Luxferprismen-Ausstellung in der Ritterstraße, und hat die Beobachtung des Mars, der jetzt in der Erdnähe ist, abendlich bis zum 15. März für seine Mitglieder freigegeben. —

e. Das Telephon im Schnee. Man hat bekanntlich große Schwierigkeiten zu überwinden, um die telephonischen und telegraphischen Verbindungen in den Bergen zu sichern, in denen der Schnee die Drähte bald zerbricht und die Stangen unter seinem Gewicht zu Fall bringt. Nach einem Brief, der Neco an die Pariser „Académie des sciences“ sandte, haben die Astronomen der Sternwarte auf dem Melna vor kurzem ein ebenso einfaches wie sicheres Mittel gefunden, diese Schwierigkeit zu vermeiden. Sie schaffen die Stangen ab und lassen die Drähte ganz einfach in dem Schnee ziehen. Man hat sich auf diese Weise ganz klar und deutlich zwischen dem Observatorium und Nicolosi telephonisch unterhalten können. —